

»Der warme Wind macht die Leut' ganz deppert.« Der Bus-Bertl nahm einen großen Schluck aus seiner Halbliterflasche mit gespritztem Apfelsaft. »Erst waren sie alle depressiv, weil es wochenlang nur geregnet hat. Und kaum ist's richtig Sommer, ist's ihnen auch wieder nicht recht.« Er betrachtete das mit Salami belegte Mohnweckerl in seiner Hand von allen Seiten, bevor er hineinbiss.

»Es sind die Menschen selbst«, stellte er mit vollem Mund fest, Mohn am Mundwinkel. »Die sind nämlich gerne unzufrieden. Das Wetter ist ihnen nur ein willkommener Anlass, um endlich einmal allen Frust rauszulassen.«

Er legte das Mohnweckerl auf dem Jausenpapier ab, in dem es verpackt gewesen war und das er über seinen Knien ausgebreitet hatte.

»Es ist doch noch lange kein Grund, seinem Sitznachbarn den Tod zu wünschen, nur weil einem das Hemd am Rücken klebt.« Er trank noch einen Schluck vom Apfelsaft. »Dieser sinnlose Ärger über das Wetter vereint sie. So gemein die Menschen auch zueinander sind, die Hundstage und die Frostnächte machen sie zu einer Gemeinschaft, zum Volk der Wettergeplagten. Eine dunstige Busfahrt mit feuchter Kleidung und beschlagenen Scheiben bringt sie zusammen. Da können sie sich endlich gemeinsam ärgern und ihrem aufgestauten Grant freien Lauf lassen.«

Der Bus-Bertl sah Adolf an. »Sag, hörst du mir überhaupt zu?«

Sie saßen hinter dem ehemaligen Bahnhofsgebäude im Schatten des Wellblechdachs auf ihrer angestammten Bank. Vor ihnen die stillgelegten Gleise. Zwischen den Schienen hatten wilde Möhren ihre weißen Blütenschirme aufgespannt. Auf den großen Doldenblüten krabbelten schwarz-rot gestreifte Wanzen. Schwebfliegen ließen sich den Nektar schmecken.

Adolf verfolgte mit seinem Blick ein bizarres wespenähnliches Insekt mit schmalem, gebogenem Hinterleib und einem langen Legestachel, das von Blüte zu Blüte segelte.

Bertl, der sich im Moment weder für Flora noch Fauna der Kleinstadt interessierte, fragte laut: »Darf ich um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit bitten, Herr Busführer?«

Adolf schaute ihn irritiert an, er konnte es nicht leiden, wenn man ihn so nannte.

»Jetzt hast du es also doch noch zum Führer gebracht!«, hatte ihm Erwin Feichtinger damals zugerufen, als er ihn vor vielen Jahren in der neuen Uniform in den Bus steigen

sah. Diese Worte hatten Adolfs Freude und seinem Stolz einen Dämpfer versetzt. Während der ersten Monate hatte er immer wieder daran denken müssen.

In der Morgensonne verschwammen die filigranen Blüten des Unkrauts vor seinen Augen zu bunten Flecken. Und wie damals hing auch jetzt ein schwerer Klumpen in seinem Brustkorb. Sein Name war ein Fluch.

Der Bus-Bertl wusste, dass seine Worte ihr Ziel nicht verfehlen würden. Doch manchmal ertrug er Adolfs Lethargie nicht. Er philosophierte gerne über das Leben und erfand täglich neue Metaphern, um es mit einer Busfahrt zu vergleichen. In Adolf hatte er einen geduldigen Zuhörer und in gewisser Weise eine verwandte Seele gefunden, deshalb ärgerte ihn dessen Zerstreutheit.

»Was ist los mit dir?«, fragte er und knüllte das Jausenpapier zu einem Ball zusammen. »Du bist heut wohl an der falschen Haltestelle ausgestiegen. Sag jetzt nicht, dass es am Wetter liegt.«

Adolf streckte die Beine aus. »Nichts ist«, murmelte er, »was soll schon sein?«

Der Bus-Bertl begann, das zusammengeknüllte Papier mit der einen Hand in die Luft zu werfen und mit der anderen wieder aufzufangen.

Adolf wollte seinen Freund nicht kränken, deshalb gab er widerstrebend zu: »Es ist dieses Hoffest.«

Der Bus-Bertl hörte augenblicklich auf zu jonglieren. »Will es deine Dunja also wieder einmal wissen?«

»Sie ist nicht meine Dunja«, stellte Adolf schnell richtig.

»Das könnte sie aber längst sein.« Der Bus-Bertl war hingerissen von der farbenprächtigen Erscheinung der extrovertierten Serbin und versuchte, Adolf seit etwa fünfundzwanzig Jahren davon zu überzeugen, dass sie an seiner Seite besser aufgehoben wäre als beim Kellernazi Erwin Feichtinger. Adolf musste zugeben, dass er diesen Gedanken manchmal ganz reizvoll fand. Trotzdem konnte er sich ein Leben mit Dunja schwer vorstellen. Nicht nur, weil er den Zorn ihres komplexbehafteten Ehemannes fürchtete, der jedes Mal einen Wutanfall bekam, wenn seine Frau sich länger als dreißig Sekunden mit Adolf unterhielt. Dunja war so bunt, dass er sich daneben grau und still vorkam wie ein Stein. Bereits eine halbe Stunde mit ihr laugte ihn völlig aus. Ihre Worte prasselten auf ihn nieder wie Regen, und nie hatte er einen Schirm dabei.

»Sag nicht, du hängst immer noch deiner alten Schulfreundin nach«, meinte der Bus-Bertl und trank den letzten Schluck vom gespritzten Apfelsaft. »Die lebt ein schönes Leben mit ihrem Alphamann und verschwendet seit dreißig Jahren keinen Gedanken mehr an dich.«

Adolf stand auf und zupfte an seiner Hose. »Dass du an nichts anderes als an Frauen denken kannst, ist deine Sache. Aber sei so gut und lass mich damit in Ruhe!« Er war

selbst verwundert über die Heftigkeit seiner Worte.

»Es geht mir nicht um die Frauen. Ich mach mir Sorgen um dich.« Bertl presste die PET-Flasche geräuschvoll flach. »Das hier ist dein Leben. Und es ist höchste Zeit, dass du einsteigst. Du hast Jahr um Jahr im Wartehäuschen verbracht.«

Adolf machte eine wegwerfende Handbewegung und wandte sich zum Gehen.

»Nimm endlich dein Leben in die Hand«, rief ihm der Bus-Bertl nach, »dann ist dieses Fest kein Spießrutenlauf mehr!«

Adolf eilte davon, ohne sich umzudrehen. Erst dreihundert Meter weiter, vor dem neuen Bahnhofsgebäude, blieb er stehen. Er zerrte ein Taschentuch, eine Handvoll Bonbonpapiere und die leeren Verpackungen zweier Schokoladenriegel aus seinen Taschen und warf sie in den Mülleimer. Beinahe hätte er einen großen roten Knopf mit wulstigem Rand, der sich zwischen den Abfällen verborgen hatte, ebenfalls weggeworfen. Er wischte mit dem Zeigefinger einen halb geschmolzenen Schokoladenkrümel ab und steckte den Knopf in die Brusttasche. Seine Kopfhaut juckte, sein Gürtel spannte, und das Hemd schnitt ihn unter seinen Armen ein. So sehr er die Mittagspausen mit dem Bus-Bertl mochte, heute war ihm sein Freund gehörig auf die Nerven gegangen. *Das muss am Wetter liegen*, dachte Adolf, als er den Bus aufsperrte.

8

Ein milchiger Schleier, der ihn an die Spitzenvorhänge der alten Frau Weninger erinnerte, hatte sich über den juniblauen Himmel gelegt, als Adolf den Motor startete. Bei seiner zweiten Fahrt am Nachmittag tauchten am Horizont voluminöse weiße Wolken auf. Sie türmten sich höher und höher.

Zwei Runden später war der Himmel so dunkel wie die frisch asphaltierte Straße im Bereich der Baustellenabschnitte. Der Bus war laut und voll. All die Kinder, die den Zwei-Uhr-Bus zum Badeteich genommen hatten, waren bereits um halb fünf wieder auf dem Rückweg in die Stadt, auf der Flucht vor dem drohenden Gewitter. Sie waren aufgekratzt vom herannahenden Ferienbeginn und von der düsterschwülen Stimmung. Hinter dem Steinbruch grollte der erste Donner.

Adolf schwitzte und dachte wieder an den Bus-Bertl. Knapp fünfundzwanzig Jahre waren sie Kollegen. Mit der Zeit war der kleine Mann mit den O-Beinen Adolfs bester Freund geworden, genau genommen sein einziger. Die Kinder, die er seit fünfundvierzig Jahren in die Schule, zum Schotterteich, zum Schwimmbad, zum Eislaufplatz, zum Stadtpark oder zum Kino brachte, hatten Hubert Obermoser seinen Spitznamen gegeben. Er war der älteste Busfahrer in Merk – und der beliebteste. Obwohl er bereits sechsendsechzig war, dachte er noch nicht ans Aufhören. »So lange sie mich nicht als Gefahr für die Öffentlichkeit einstufen, dreh ich meine Runden«, pflegte er zu sagen. Bei den jährlichen Check-ups schnitt er besser ab als seine jungen Kollegen. Der Bus-Bertl war Busfahrer mit Leib und Seele. Er kannte viele seiner kleinen Fahrgäste beim Namen. Auf der Straße winkten ihm die Kinder zu, wenn er vorbeifuhr. Problematische Jugendliche waren unter den Lenkern gefürchtet, weil sie die Sitze beschmierten oder vollkotzten, sich lautstark stritten, während der Fahrt rauchten und die Fahrgäste anpöbelten. Wenn der Bus-Bertl am Steuer saß, verhielten sie sich zahm und beinahe zivilisiert. Es kam vor, dass der eine oder andere Randalierer dem Bus-Bertl während der letzten Fahrt vor Dienstschluss sein Herz ausschüttete. Bis zum Hals tätowierte Schläger erzählten von den Alkoholproblemen ihrer Eltern, vom Mobbing in der Berufsschule oder dass ihre Freundin sie für einen anderen verlassen hatte. Seine späten Fahrten hatten oft mehr mit einem psychosozialen Notdienst als mit der öffentlichen Personenbeförderung gemeinsam.

Soweit Adolf wusste, hatte Bertl auch eine schwierige Zeit hinter sich. Sein Vater hatte einige Jahre im Gefängnis gesessen, und seine Mutter war schwer depressiv gewesen. Zwischen zwanzig und dreißig war er selbst spielsüchtig gewesen und hatte allabendlich bis zu zehn Flaschen Bier geleert. Als ihn deshalb seine Frau verließ, hatte ihm sein Beruf Halt gegeben. Heute spielte er nur noch Lotto und trank Apfelsaft statt Bier. »Mit dem Zeug kannst du dir auch die Leber ruinieren, wenn du dir Mühe gibst«, sagte er, wenn er Adolf zuprostete.

Adolf mochte ihre gemeinsamen Mittagspausen. Zusätzlich trafen sie sich zweimal die Woche abends an einer der Bushaltestellen der Stadt. Adolf hörte Bertl gerne beim Philosophieren zu. In letzter Zeit jedoch mischte sich sein Freund mehr in sein Leben ein, als ihm lieb war. Und das mit einer Penetranz, die Adolf höchst unangenehm war und das gemütliche Beisammensein störte. Eine unausgesprochene Regel zwischen ihnen lautete, dass sie einander in Ruhe ließen. Bisher hatten sie sich beide daran gehalten. Es gab zwar die eine oder andere Meinungsverschiedenheit, aber Streit hatten sie nie. »Nimm dein Leben in die Hand«, hörte er den Bus-Bertl sagen.

Er wischte sich mit dem Taschentuch über die Stirn und schob sich eine Zitronenschnitte in den Mund. Über dem Wellblechdach der Brauerei schnitt ein Blitz ein Zickzackmuster in den schwarzen Himmel. An der Haltestelle vor der Sporthalle stand eine Mensentraube. Ein Schwall kühle Luft drang in den Bus, als Adolf die Türen öffnete. Tief hängende Wolken hetzten über die Stadt. Es sah so aus, als würden sie die Dächer der Hochhäuser berühren. Drei Minuten nach fünf zeigte die Uhr, doch es war so dunkel, als wäre es schon nach neun. Die Tür zischte. Adolf warf einen routinierten Blick in den Seitenspiegel. Blinker. Erster Gang. Gas. Dann bemerkte er es. Es roch anders im Bus. Nach frisch gemähtem Gras und Regen auf warmem Asphalt statt nach Red Bull, Wurstbrot und Schweiß. Er atmete tief ein. Ein neuer Klang vermischte sich mit dem monotonen Brummen des Motors. Auf einmal war da mehr Raum im stickigen Bus. Mehr Luft. Im Rückspiegel sah er sie: Hanni. Sie stand nur zwei Meter hinter ihm und schaute über seine Schulter hinweg auf die Straße. Ihr feines Haar, das immer nach Schwimmbad oder Badeteich gerochen hatte, trug sie jetzt kürzer. So nahe waren sie sich seit damals nicht mehr gewesen.

Sie war älter, ihre Augen ernster, die Lippen schmalere. Und trotzdem war sie die gleiche Hanni – aufrecht, jungenhaft und anmutig. Er wollte sie anschauen, doch im dunklen Gang verschwamm sie vor seinen Augen. Für einen Moment bekam er Angst, dass sie nur eine Einbildung war. Der Bus schaukelte durch die Straßen. Bremsen und beschleunigte, öffnete und schloss die Türen. Rot, gelb und grün. Ausweise, Wechselgeld. Und da stand immer noch Hanni. Kinder drängten vorbei, füllten die Sitze,